

Coffee to go

Es hat mir nichts ausgemacht, wirklich nicht. Obwohl ich manchmal dachte, dass nicht jeder so was von sich hätte sagen können. Aber genau darauf war ich sogar ein bisschen stolz. Jahrelang musste ich zu meinem Büro erst einmal durch das Arbeitszimmer meiner Kollegin gehen. Es gab keinen separaten Eingang. Das schwere Portal war meistens schon aufgeschlossen, wenn ich morgens das pavillonartige Gebäude betrat. Ich wandte mich nach rechts und ging den langen Flur entlang, an den Sprechzimmern und Behandlungsräumen vorbei. Auf der anderen Seite waren nach Norden hin schießschartenartige Fenster eingelassen, lang und schmal bis unter die Decke. In diesem Korridor war es immer dunkel, was nicht verwunderlich war, denn vor den Fenstern stand in einem Abstand von nur zwei Metern eine hohe Mauer, deren schmutziggrauer Verputz abblätterte. Am Ende des Flurs lag ihr Zimmer, vor dessen blassblau gestrichener Tür eine große Palme stand, der das mickrige Tageslicht noch nicht die Lust am Wachsen und Gedeihen hatte verderben können.

Ich trat ein, ohne anzuklopfen. Nach einer kurzen, herzlichen Begrüßung und einem kleinen Gespräch über die unsere Arbeit betreffenden, allfälligen Aufgaben und Neuigkeiten, ging ich auf eine zweite Tür zu, die sich hinter einem Mauervorsprung verbarg. Sie wäre Besuchern, die sich selten zu uns verirrtten, sicher nicht aufgefallen. Das Zimmer der Kollegin, soviel muss ich noch sagen, war ausgesprochen hell, weil zwei seiner Wände aus Fenstern bestanden, durch die vom frühen Morgen bis zum Mittag die Sonne fiel. Es war das Eckzimmer des langgezogenen eingeschossigen Gebäudes, eines An- oder Zubaus, das hinter dem Psychologischen Institut unserer Universität lag. Früher soll hier die Anatomie gewesen sein, weiter vorne gab es noch einen gro-

ßen Hörsaal, der für die Leichenschau genutzt wurde. Heute bevölkerten ihn quirlige Erstsemester, die hier mit den Geheimnissen und Abgründen der menschlichen Seele vertraut gemacht wurden. Vielleicht, dachte ich manchmal, waren in den Zimmern auf der rechten Seite des Flurs früher einmal Leichen seziiert und zum Vorführen präpariert worden. Um ehrlich zu sein, so genau habe ich gar nicht nach der Vergangenheit gefragt. Wozu hätte es auch gut sein sollen. Die Räumlichkeiten waren uns ohnehin nur für die Dauer eines Projektes zur Verfügung gestellt geworden. Meine Kollegin war ein eher sonniger und fröhlicher Typ, der ganz in der Gegenwart lebte und keine Zeit mit Grübeleien verschwendete.

Durch die Scheiben sah man auf den mit alten Bäumen bestandenen Hof und auf die dazwischen parkenden Autos. Zwei große aneinandergestellte Schreibtische füllten den Raum fast völlig aus. Sie stammten noch aus der Zeit, als jeder Mitarbeiterin unserer Arbeitsstelle eine eigene Hilfskraft zugestanden hatte. Auf beiden Tischen türmten sich Stapel von Manuskripten, Ausdrucke von Briefen und Druckfahnen, die auf Korrektur warteten. Genau in der Mitte stand eine Reihe von Nachschlagewerken, deren einzelne Bände schief aneinandergelehnt waren, so dass sie sich gegenseitig im Gleichgewicht halten mussten, was ihren Gebrauch auf den äußersten Notfall begrenzte. Auf den noch verbleibenden Arbeitsflächen lagen haufenweise selbstgeschnittene Notizzettel aus Altpapier herum, auch einige gebrauchte, aber leere Leitzordner und zwei Telefone, von denen eines beständig klingelte.

Am zweiten Schreibtisch war früher Martin, die Hilfskraft, gesessen, bis ihn ein PC mit Drucker verdrängt hatte. Sein Schreibtisch war stehen geblieben und innerhalb kürzester Zeit in ein Stadium so großer Verwahrlosung geraten, dass das Durcheinander von Papieren, Zetteln, Bleistiften, Radiergummis, Adress- und Telefonverzeichnissen sowie aufgeschlagenen, über-

einanderliegenden Atlanten und dickunterstrichenen Geschichtswerken, garniert mit liegengebliebenen Radiergummikrümmeln, jede ernsthafte Arbeit aufs äußerste behinderte. Deshalb dachte die Kollegin gerne an die Zeit mit Martin zurück. Wenn sie besonders gut aufgelegt war, was eigentlich immer der Fall war, erzählte sie von ihren gemeinsamen Arbeitstunden. Nicht einmal das ewig klingelnde Telefon, auf das die Kollegin dringend angewiesen war, hatte Martin aus der Ruhe bringen können.

An der dritten, nach Norden hinausgehenden Außenwand hatte sich früher ein Fenster befunden, das, wie man von außen leicht erkennen konnte, irgendwann einmal zugemauert worden war. Die neue Wand hatte sich mit der Zeit ausgedehnt und Sprünge und Risse bekommen. Hier stand jetzt ein großes Bücherregal, das ein vielbändiges, in rotes Leinen gebundenes, biographisches Nachschlagewerk von A-Z beherbergte, dessen Bände in ähnlich prekärer Aufstellung aneinander lehnten, wie die Bücher auf den Schreibtischen. Aber der Grund, warum dieses teure Werk, das sonst nur in Bibliotheken eingesehen werden konnte, kaum noch in die Hand genommen wurde, war ein anderer. Wir brauchten es nicht mehr, weil jetzt ein Mausklick mehr Wissen zutage förderte, als der Blick in die verstaubten Bände jemals hätte bieten können. Nur unsere Chefin, die vor Jahren alles daran gesetzt hatte, Gelder für die Anschaffung der inzwischen vergilbten Folianten zu beschaffen, schlug – selten genug und mit schlechtem Gewissen – manchmal noch eine Seite auf.

Die zweite Tür, durch die ich allmorgendlich zu gehen hatte, führte zu einem engen stockfinsternen Treppenhaus mit einer schmalen Wendeltreppe, notdürftig beleuchtet von drei kleinen Energiesparlampen. Ich sage absichtlich nicht: Erhellte, denn dies wäre mir wie eine Übertreibung, wie ein unzulässiger Euphemismus, vorgekommen. Über die Treppe gelangte man zu einem ehemaligen Speicher, dessen eine Seite zu einem Dachgeschoss ausgebaut war, mit schrägen Wänden, Mauervorsprüngen und

Fensternischen. Um nach oben zu kommen, musste ich Drehungen und Wendungen vollziehen, aber ich habe mich nie gefragt, wie viele. Es war mir gleichgültig, in welche Himmelsrichtung ich schaute, wenn ich mein Reich betreten hatte.

Mein Schreibtisch stand im rechten Winkel zum Fenster, das sich wegen eines Konstruktionsfehlers nur halb öffnen ließ. Wenn ich den Kopf um 45 Grad nach rechts drehte, konnte ich über Baumkronen und Dächer bis hin zu den Bergen schauen und ohne Fernglas Spatzen und Amseln beobachten, wie sie ihre Nester bauten. Das war alles, was mir auffiel. Wieviele Vogelgenerationen hatte ich dort aufwachsen und flügge werden sehen! Im Frühjahr waren es die Knospen, das erste zarte Grün, die Blüten – oder kamen zuerst die Blüten, dann die Blätter? – Das wusste ich nicht genau. Wir werden heutzutage mit Bildern überfrachtet, so viele Eindrücke stürmen auf uns ein, die wir sofort verarbeiten müssen, wenn sie uns nicht erdrücken sollen. Da gilt es genau auszuwählen, was wir in uns hineinlassen. Wenn es einmal drin ist, dann ist es schon zu spät. Und es kann schnell zu viel werden. Im Frühsommer breitete sich jedenfalls ein dichtes Blätterdach aus, das im Herbst in die schönsten Farben zerfloss. Botanik hatte mich schon immer interessiert, doch dann hatte ich mich der Philologie zugewandt. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht weil mein Freund damals ebenfalls mit den alten Sprachen begonnen hatte. Fragen kann ich ihn leider nicht mehr, denn er ist vor ein paar Jahren Hals über Kopf nach Amerika ausgewandert und hat seither nichts mehr von sich hören lassen. Das Leben kann manchmal ziemlich überraschend sein.

Im Bücherregal vor mir stapelten sich alte Fachzeitschriften unserer Chefin, die sie schon lange nicht mehr interessierten. Bei meinem Einzug hatte ich alles zusammengedrückt, um Platz für meine Ordner zu schaffen. Mein Zimmer hatte nur eine einzige Fensterfront und unter der Schräge ein paar kleine Scheiben, die nicht zu öffnen waren, eine Art Lichtband, das den hinteren Teil

des Raumes mit Tageslicht erfüllte. Über dieses Band hatte ich gleich beim Einzug ein Poster gehängt, das eine Kulissenbibliothek abbildete. Es war wie ein *Trompe-l'œil* – wenn man sich in das Bild vertiefte, bekam man den Eindruck, man spazierte in diese Bibliothek hinein, mitten in die Schlucht zwischen den Regalen, und aus meinem Zimmer hinaus. Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelte so gut wie nie, manchmal kam es mir vor, als würden alle Anrufe vom Apparat meiner Kollegin abgefangen. Überhaupt war es sehr still in meinem Zimmer. Ich befand mich in einer oasenhaften Abgeschlossenheit und konnte mich ungestört meiner Arbeit widmen.

Ich kann nicht behaupten, dass ich den Riss an der Wand hinter den Büchern und Zeitschriften nicht bemerkt hätte. Das Gegenteil war der Fall – ich habe ihn schon gleich beim Einzug gesehen, aber ich muss zugeben, dass ich ihn nicht für gravierend hielt. Denn andernfalls, da bin ich mir ziemlich sicher, hätte ich doch versucht, den Hausmeister davon in Kenntnis zu setzen. Nun ist es mit Hausmeistern so eine Sache, das weiß jeder, der einmal mit ihnen zu tun gehabt hat. Am besten ist es immer, wenn man die Dinge selbst richten kann. Mit der Zeit hatte ich mich auch an den Riss gewöhnt. Wenn ich meinen Kopf hob und mich ein bisschen streckte und reckte, sah ich ihn. Er dehnte sich hinter den Büchern aus und verschwand im Wandschrank, wo der Kalk in meine Teetassen rieselte. Ich musste sie immer gut ausspülen und das Bord ab und zu abwischen. Aber war das schlimm? Ein bisschen Bewegung tat mir schließlich gut und ich konnte nicht den ganzen Tag Texte korrigieren oder biographische Daten von längst verstorbenen und oftmals ganz unbedeutenden Männern recherchieren.

Mein Arbeitszimmer war monatelang nicht benutzt worden, aber mit allem Nötigen ausgestattet. Nur die Putzfrau war die Wendeltreppe manchmal hinaufgestiegen. Als ich einzog, roch es ein bisschen muffig, so wie in einem Hotelzimmer mit grauem

Teppichboden und staubigen Vorhängen, in dem geraucht worden war. Ich bin sehr geruchsempfindlich, aber eine Freundin hatte mir für solche Fälle einen Tipp gegeben. Ich sollte ein getrocknetes Salbeiblättchen anzünden und damit durch den Raum wedeln. Sie war für kurze Zeit mit einem Schamanen befreundet gewesen und hatte viele praktische Dinge von ihm gelernt. Ihren Rat hatte ich gerne befolgt, weil ich ja, wie ich bereits sagte, die Fenster nicht öffnen konnte. Die Rahmen stießen nämlich an die Gardinenstangen an der Decke. Gardinen in einem Büro, so etwas gab es doch nicht! In meinem Zimmer war nur noch die Vorrichtung dafür da, warum wusste ich nicht. Das Zimmer hatte ursprünglich unserer Chefin gehört, auch das habe ich ja schon erwähnt; sie hatte aber vor einiger Zeit eine Vertretung im Ausland übernommen. Seither litt sie an einer chronischen Erkrankung der Atemwege. Früher hatte sie das Zimmer in den Semesterferien benutzt, doch dann hatte sie die Lust daran verloren, weil ihr beim Treppensteigen immer öfter die Puste ausging. Die Chefin war Kettenraucherin und durch nichts zu bewegen, ihr Zigarettenquantum zu reduzieren. Lieber gab sie das Arbeitszimmer auf, obwohl es doch wie geschaffen dafür war, sich für ein paar Stunden zurückzuziehen. Man konnte sich in ein selbstgewähltes Thema vertiefen, blieb ungestört und war für niemanden erreichbar. Ich sollte noch sagen, dass in dem Zimmer eine Art Sofa stand. Es war mehr eine gepolsterte Bank mit Rückenlehne, groß genug um nebeneinander darauf zu sitzen, oder um sich darauf auszustrecken. Für ein Nickerchen zwischendurch, ein Mittagsschläfchen oder für wasweißichnichtnochalles. Solche Möbelstücke standen früher nur den höheren akademischen Chargen zu. Ob das Sofa vielleicht ein Hinweis auf die zunehmende Demokratisierung der Universität war? Keine Ahnung – vielleicht war es nach meinem Einzug einfach stehen geblieben. Die Beschaffungsstelle war damals ausgelagert und privatisiert worden und die neue Firma hatte wohl Besseres zu tun, als sich

mit alten, übriggebliebenen Gegenständen in abgelegenen Dachzimmern aufzuhalten.

Morgens stellte ich als erstes meinen Rechner an und beantwortete meine E-mail. Der PC stand genau am Fenster mit dem Baum dahinter und dann grüßten die Berge. Unsere Stadt ist von Bergen umgeben, wohin man blickt, Berge. Wie sie heißen und in welchen Himmelsrichtungen sie liegen? Das kam mir nicht besonders wichtig vor. Ich stierte oft vor mich hin. Wenn ich aufblickte, sah ich das Regal, aber der Riss an der Wand störte mich nicht. Schließlich hatte ich anderes zu tun.

Nach der Beantwortung der Post griff ich zu Bleistift und Lineal und begann meine Arbeit. Auf der linken Seite lag ein Stapel Druckfahnen. Ich nahm das oberste Blatt, las es durch und legte es auf der rechten Seite ab. Wenn mein Blick über einen Druckfehler glitt, zuckten automatisch Daumen und Zeigefinger und schon war der Fehler markiert. Nichts, auch nicht das geringste falschgesetzte Komma, entging dieser Kontrolle. Das Zucken war wie ein siebter Sinn, der mir in meinem Beruf sehr zugute kam. Ich markierte alle Fehler mit Bleistiftstrichen, bis sich der Stapel von der einen auf die andere Seite verlagert hatte. Dann legte ich den Bleistift hin, nahm einen grünen Stift – die Farbe hatte ich mir selbst aussuchen dürfen – und begann das ganze noch einmal von vorne, nur diesmal von rechts nach links. Und so weiter. Mittags machte ich mir einen grünen Tee, setzte mich auf das Sofa und packte meine Stulle aus. Nach dem Essen kam der zweite Stapel dran, dann der dritte. Abends war ich rechtschaffen müde, schaltete meinen Rechner ab und ging nach hause. Was ich an meiner Arbeit am meisten liebte, war die Ruhe. Manchmal, besonders am Nachmittag, war es so still, dass ich die Mäuse auf dem Dachboden Fangen spielen hörte.

In der Früh traf ich manchmal die Putzfrau, eine große, füllige Person, die aus allen Nähten zu platzen schien. Im Sommer trug sie eine gemusterte ärmellose Kittelschürze mit spitzem

Ausschnitt, aus der ihre dicken, bloßen Oberarme wie zwei festgestopfte Würste herausquollen. Ihre fleischigen Hände waren so groß wie Suppentassen. Das dunkelbraune, von einem Haarnetz in Form gehaltene, krause Haar hatte sie streng zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten gedreht. Obwohl es morgens noch angenehm kühl war, hatte sie sich bei ihrer Arbeit schon so sehr erhitzt, dass ihr teigiges Gesicht vor Schweiß glänzte. Sie verströmte einen süßlich-strengen Geruch, vor dem ich gerne geflüchtet wäre. Ich versuchte es mit einem knappen, schnellen Gruß und einem eiligen Schritt, doch sie verstand es trefflich, mich durch eine harmlose Frage aus dem Takt zu bringen und festzuhalten. Die Frau war eine richtige Plaudertasche; wenn sie einmal zu reden anfing, dann fand sie so schnell kein Ende mehr. Mit der Zeit wurde sie immer zutraulicher und schien mir gegenüber jede Scheu zu verlieren. Ich hatte Mühe, sie zu verstehen, denn sie bediente sich des hiesigen Dialekts, ohne danach zu fragen, ob ich ihrem ‚Gebabbel‘ folgen konnte. Es war wie das Erlernen einer Fremdsprache. Sie begann meistens mit einer allgemeinen Feststellung, wie zum Beispiel:

„Ja – mer muss was mache’ fer sisch.“

Im nächsten Satz kam sie vom Unpersönlichen auf das besondere, nämlich auf ihre intimsten Gewohnheiten:

„Isch acht’ ja sehr uff meine Haut.“

Dann ging sie in die Einzelheiten und zwar gnadenlos:

„Mein Hals – mein Hals is’ mir des wischtigschte“, und untermalte ihre Rede mit drastischen Gesten. Sie reckte ihren dicken, fleischigen Hals vor, wie um ihn mir im schönsten Licht zu präsentieren und streichelte ihn liebevoll mit ihrer patschigen Hand. Dann kam das i-Tüpfelchen, die Pointe, auf die alles bisher Gesagte hinauslief:

„Isch nehm’ jetzt immer Karottencreme.“

Triumphierend schaute sie mich an. Doch im Geiste hörte sie mich wohl: „Luxus – Verschwendung“ schreien, denn sie setzte,

wie um mir den Wind aus den Segeln zu nehmen, mit Bekennermiene und im Flüsterton hinzu:

„Die koscht awer acht Euro, so ä Töpfel – acht Euro!“

Ich nickte ihr freundlich zu, was sie sofort wieder zum Allgemeinen zurückbrachte:

„Aber – wisse’ Se“, sagte sie versöhnt, „Ma’ muß was mache’ fer sisch.“

Das hatte ich gehant. Sie neigte den Kopf zur Seite und schaute liebevoll an sich hinunter. Ihre Hände glitten zärtlich über ihre ausladenden, fetten Hüften, dann klopfte sie sich sanft mit den Fingerspitzen auf den Bauch:

„Mein Speck“, seufzte sie wohligh, „So viel er is’ – awer der is ganz fest und an keiner Stelle schwabbeligh.“

Bis sie mich eines Tages fragte, ob ich manchmal auch nachts ins Büro ginge. Was für eine Frage – hielt sie mich etwa für arbeitssüchtig? Ich antwortete mit einem klaren „Nein“. Damit hatte ich ihr offenbar den Wind aus den Segeln genommen, denn sie ließ sofort von mir ab. Aber schon in der nächsten Woche fing sie mich am Eingang ab. Sie glaube es nicht, sagte sie. Ich könne es ruhig zugeben, es sei ja nicht schlimm. Sie hätte ja schließlich Augen im Kopf. Da ließ ich sie einfach stehen. Aber die Frau nahm mir ja nichts übel. Am nächsten Tag versuchte sie es gleich wieder. Das war zu der Zeit, als der Papageienschwarm auf meinem Baum einfiel. Große, gelbe Vögel mit grünen Schwanzfedern und einem roten Schnabel. Anfangs hielt ich sie für Papageien. Bei mir zuhause am Stadtrand saßen sie schon seit längerem in den Büschen im Vorgarten und pickten die Samen aus den Kapseln. Doch dann stellte sich heraus, dass es sich um Sittiche aus dem Zoo handelte, denen es dort zu langweilig geworden war. Sie waren ausgebrochen oder einfach einmal ausgeflogen und machten seither die Stadt unsicher. Man ging nichtsahnend eine Straße entlang, plötzlich zischte und rauschte es. Ein merkwürdiges Geschrei erfüllte die Luft. Kein Gezwitscher wie von Amseln,

Drosseln, Spatzen oder gar Lerchen, nein, es klang ziemlich schräg und niemand wäre auf die Idee gekommen, diese schrillen Laute als „Singen“ zu bezeichnen. Durchdringend wie ein Warnsignal. Man musste zusehen, dass man den Kopf einzog, denn sie schossen im Tiefflug rücksichtslos geradeaus. Sittiche können nicht sprechen – irgendeine falsche Schnabelstellung hält sie davon ab, menschliche Laute nachzuahmen. Darüber war ich froh, denn ich hätte noch mehr Gequatsche und noch dazu vor meinem Bürofenster ganz bestimmt nicht ertragen. Aber ich wollte doch etwas ganz anderes erzählen.

Meine Kollegin hatte einen ganzen Tag lang die Tische aufgeräumt und mehrere Kisten mit Altpapier in den Müll geworfen. Ob Zufall oder nicht, jedenfalls war zweimal in der Woche Martin wieder da. Nicht, dass sich unser Verhältnis dadurch verändert hätte – das nicht. Aber ich merkte, dass sie sich nicht mehr soviel mit mir unterhielt wie früher. Auch hörte ich ihr Telefon kaum noch klingeln. Warum fragte sie mich jetzt nach meinen Arbeitszeiten und danach, wann und wie lange ich Pausen machte? Dafür hatte sie sich früher nie interessiert. Ob ihr unsere Chefin nahegelegt hatte, während ihrer Abwesenheit meine Gewohnheiten zu überprüfen? Martin nickte zu allem, was die Kollegin sagte und strahlte auch mich an. „Gerne“, sagte er, „Gerne“, – ein Wort, das ich oft aus seinem Munde hörte. Er war ein in die Jahre gekommener Ethnologiestudent, nicht unattraktiv in seiner engen Levis, er hatte einen richtig knackigen Arsch. Im Sommer verdiente er sich sein Geld als Reiseleiter oder als Surflehrer am Baggersee und im Winter gab er Langlaufunterricht. Außerhalb der Saison war er Hiwi, was ihm natürlich viel weniger einbrachte als die Ferienjobs, aber dafür ging er das ganze wirklich entspannt und ruhig an. Das gefiel meiner Kollegin, die leicht erregbar war. Martin war immer gut aufgelegt, er konnte andere mit seiner guten Laune anstecken. Er war wirklich nett; von seinen Gängen in die Bibliothek brachte er ihr immer etwas mit –

Coffee to go zum Beispiel oder ein Schokomuffin, den Kaffee in einem großen Pappbecher mit Deckel, der das Getränk daran hindern sollte, beim Transport kalt zu werden und überzuschwappen und die Muffins steckten in Papierförmchen. „Kaffee zum gehen“ – ich weiß nicht! *Take-away* hätte als Ausdruck besser gepasst, wenn es schon ein englischer sein musste. Die deutsche Sprache hat für diese Art des schnellen Genusses keine Worte, aber *Take-away*, „zum Mitnehmen“, sagte niemand. *To go* ist kürzer, dynamischer und nicht einfach zu übersetzen. Vielleicht ist es das. Ich sah nur die leeren Becher und die geriffelten, krümeligen Papierschiffchen herumliegen, wenn ich abends ging. Die Muffintütchen gaben mir zu denken. Bevor ich darauf zurückkomme, muss ich noch erwähnen, dass meine Kollegin so gut wie nie die Wendeltreppe hinaufstieg. Warum, wusste ich damals noch nicht, ich kam erst später dahinter, nachdem sie sich Hals über Kopf verabschiedet hatte. Wenn sie etwas von mir wissen wollte, öffnete sie unten die Tür und rief meinen Namen. Ich lief dann ebenfalls zur Tür und wir sprachen beide in das dunkle Treppenhaus hinein. Das funktionierte ganz gut. Manchmal griff sie aus Zeitersparnis zum Telefonhörer. Das war einer der seltenen Momente, in denen mein Apparat klingelte. Ich dagegen musste bei ihr vorbeischaun, es gab keinen anderen Weg hinunter und herauf, aber das ist ja inzwischen klar geworden.

In meinem Büro gab es nicht mal einen Wasserhahn, er hätte mein Dachstübchen erst richtig gemütlich gemacht und mir so manchen Weg zur Teeküche erspart. Eines Morgens, es hatte noch nicht einmal neun geschlagen, entdeckte ich auf meinem Sofa Krümel und im Restmüll zwei Muffintütchen. Von mir stammten sie nicht, das wusste ich genau. Mein Zimmer sah ansonsten völlig unauffällig aus, genau so, wie ich es am Vorabend verlassen hatte. Aber vielleicht täuschte dieser Eindruck? Während ich so vor mich hingrübete, fiel mir plötzlich die Frage

der Putzfrau ein, mit der sie mich vor ein paar Tagen überrumpelt hatte. Ich eine Nachteule – das war lächerlich – aber vielleicht gab es andere, die sich nächtens hier die Zeit vertrieben? Obwohl ich, was diese Sache anging, ein reines Gewissen hatte, fühlte ich mich auf eine unerklärliche Weise schuldig, so als hätte ich einen Haufen Dreck hinterlassen, ohne mich um seine Beseitigung zu kümmern. Natürlich ließ ich meiner Kollegin gegenüber nichts durchblicken, obwohl ich, wie ich zugeben muss, manchmal den Verdacht hegte, dass sie und Martin für die Krümel oben auf dem Sofa verantwortlich waren. Ich verbot mir, die näheren Umstände auszumalen, obwohl dazu sogar meine schwerfällige Phantasie ausgereicht hätte. Also zum Beispiel, wie sie und Martin engumschlungen auf dem Sofa saßen und sich gegenseitig Muffins in den Mund schoben. War doch meine Kollegin glücklich verheiratet und Mutter zweier halbwüchsiger, bildhübscher Kinder. Noch zwei- oder dreimal fand ich morgens Krümel auf dem Sofa und die Papiertüten immer vorschriftsmäßig im Restmüll, dann hörte der Spuk auf.

Zu diesem Zeitpunkt war ich mit meiner Arbeit unter Druck geraten, weil unsere Chefin früher als geplant aus dem Ausland zurückgekommen war, und sich wöchentlich nach meinen Fortschritten erkundigte. Sie hatte sich auf dringenden ärztlichen Rat das Rauchen abgewöhnt und versuchte nun, sich auf alle nur erdenkliche Weisen von ihrer Sucht abzulenken. Ich weiß nicht warum, aber auf einmal verbesserte sich meine Beziehung zu Martin. Wir unterhielten uns aufs amüsanteste, wenn wir uns auf dem Flur begegneten. Das geschah jetzt immer öfter, meistens über Themen, die nicht gerade auf der Straße lagen, wie „Kolumbus als Entdecker“ zum Beispiel. Wir kamen darauf, weil wir uns spontan alle möglichen Versuche, sich auf unserem Planeten zu orientieren, ausdachten. *Peilung* nannte er sie, das fand ich irgendwie lustig, vielleicht weil es respektlos und technisch klang, obwohl sich doch viel mehr dahinter verbarg. Die meisten hätten

sie einfach nicht, sagte Martin, wenn auch aus anderen Gründen als Kolumbus. Was daran so tragisch sei, fragte er, als er mein betroffenes Gesicht sah. Es gefiel mir, wie aufmerksam und feinfühlig er seine Gesprächspartner, also mich in diesem Fall, betrachtete und gleich alle Gefühlsregungen wahrnahm. Und doch: Wenn es um historische Fakten ging, musste man genau sein, das hatte ich mir so angewöhnt.

„Den Seeweg nach Indien“, sagte ich. „Und was raus kam, war Amerika“. Ich zuckte mit den Schultern, weil ich ein bisschen ratlos war.

„Genau!“, sagte Martin.

„Ja“, erwiderte ich.

Und Martin sagte: „Die Erde ist rund“.

Das wussten Sie schon? Aber dann hören Sie sich wenigstens an, welche Folgen er daraus ableitete. Er sagte:

„Geh’ immer geradeaus, dann wirst Du dort hingelangen, wo Du hergekommen bist. Auf der Erde kannst du nicht verloren gehen.“

Darin lag eine tiefe Wahrheit, wie ich fand, etwas sehr Tröstliches jedenfalls. Leider ging dann in unserem Büro alles drunter und drüber. Es traf etwas ein, womit niemand von uns gerechnet hätte – unsere zurückgekommene Chefin beanspruchte für sich – als sei es das selbstverständlichste der Welt – das untere Zimmer und zwar ganz. Von morgens um neun bis abends um sechs. Chefinnen brauchen ihre Mitarbeiter um nichts zu bitten und sie müssen ihnen auch nichts erklären, oder nur das nötigste. Uns sagte sie, dass sie in Verzug geraten sei mit ihren Herausgeberpflichten. Und nun müsse sie all das erledigen, was sie in den letzten Jahren versäumt und immer wieder aufgeschoben hatte. Sie wollte absolut ungestört sein. Aber was uns anging, dachte sie an eine Art *Stand-by*, – wissenschaftlich gesehen. Wir sollten jederzeit, sozusagen auf Zuruf, bereit sein, für sie zu korrigieren, zu recherchieren, zu rekonstruieren und kommentieren und ihr

vor allem mit kleinen Aufmunterungen zur Seite stehen, die sie, des Rauchens entwöhnt, so dringend benötigte. Muffins. Ja, Sie haben recht gehört! Drei vormittags und drei nachmittags. Gern übernahm Martin die Lieferung und kümmerte sich auch um die Entsorgung der geriffelten Papiertüten.

Aber das überraschendste kommt erst noch: Meine Kollegin zog mit ihrem Mann und ihren beiden bildhübschen Kindern in eine andere Stadt, wo man ihr eine Festanstellung als Yogalehrerin bei einer gemeinnützigen Einrichtung angeboten hatte. Während ihrer langjährigen Tätigkeit an unserer Arbeitsstelle hatte sie eine neue Art Yoga für Büromenschen entwickelt, die einfach, ohne Hilfsmittel, nachhaltig und entspannend in fast jeder Situation, sogar während der Arbeit, ausgeführt werden konnte. Ich war sprachlos, weil ich von all dem nichts bemerkt hatte und voller Bewunderung. Manchmal hatte ich mich über die etwas merkwürdigen Stellungen gewundert, in denen sie an ihrem Schreibtisch oder vor dem Bildschirm saß, das muss ich zugeben. Mit untergeschlagenen Beinen, einem leeren, nach innen gerichteten Blick und den Kopf zur Seite – ja beinahe auf den Rücken gedreht. Einmal nur hatte sie die Zunge ganz weit herausgestreckt, aber gleich als ich eintrat, wieder ihr normales Grinsen gezeigt. Diese Übungen, von denen ich ja nur einen Bruchteil mitbekommen hatte, hatte sie sich vor kurzem patentieren lassen und sich mittlerweile in Fachkreisen einen so großen Namen gemacht, dass sie sich vor Kursangeboten kaum noch retten konnte. Auf einmal wurde mir klar, warum sie nie die hölzerne Wendeltreppe zu mir hinaufgestiegen war. Sie hatte keine Zeit gehabt für solche Ausflüge; hatte sie doch mitten in der Phase der Produktentwicklung gesteckt, da war es auf jede Minute angekommen. Und ich hatte sie für eine leicht erregbare Person gehalten! Meine Kollegin hieß übrigens Nina, sie nannte sich jetzt *Ninakananda*, nach dem ersten Inder, der die westliche Welt mit

den spirituellen Schätzen Indiens bereichert hatte. Die Büros betrachtete sie als ihre Aufgabe, sagte sie beim Abschied.

Auf einen Schlag änderte sich alles. Und mit welchen Folgen! Martin nannte mich fortan nur noch Tom. Warum weiß ich nicht, aber es hat mir gefallen, obwohl ich doch einen ganz anderen Namen hatte. An zwei Tagen in der Woche teilten wir uns das Dachzimmer und den großen Schreibtisch. Wir aßen zusammen Muffins und tranken Kaffee aus einem großen Pappbecher. Kirschmuffins schmeckten uns am besten. Durch den Riss in der Wand sahen wir manchmal das Blau des Himmels durchscheinen.

„Wir sollten den Hausmeister rufen“, sagte er.

„Warum“, fragte ich.

„Der Riss geht von unten nach oben“, sagte er. „Das ist gefährlich“.

Plötzlich war mir alles klar. Das mit den Himmelsrichtungen, meine ich. *Die Peilung*. Auf einmal hatte ich sie. Wirklich! Wenn nämlich der Riss da unten derselbe war wie der hier oben, dann schauten wir alle, oben wie unten, nach Norden: Meine Kollegin, als sie noch an ihrem Schreibtisch saß – außer natürlich, wenn sie den Kopf auf den Rücken gedreht hatte (aber diesen Fall muss ich hier nicht berücksichtigen, denn soweit war sie erst kurz vor ihrem Abschied) –, die Chefin, Martin und ich hier oben. Alle dieselbe Richtung – wer hätte das gedacht! Vielleicht war es aber auch andersherum – ich meine, dass der Riss oben angefangen und sich dann erst nach unten fortgesetzt hatte. Das klingt jetzt etwas kompliziert, ich gebe es zu. Aber war das alles wirklich so wichtig? Schließlich war mir doch der Blick auf die Berge, hinter denen jeden Morgen die Sonne aufging, viel lieber.

Wie es mit Martin und mir weiterging, ist eine lange Geschichte. Ich kann nicht alles erzählen, deshalb nur so viel: Eines Tages legte er mir ein buntes Rezeptbuch auf den Schreibtisch:

„Eine Form und 50 Muffins. Süß und Pikant“. Es war nicht für mich gedacht, sondern für unsere Chefin.

„Sie muss sie sich demnächst selbst backen“, sagte er grinsend.

Ich hatte es geahnt. Der Riss in der Wand eröffnete eigenartige Ausblicke. Martin wollte seinen Job an den Nagel hängen, weil er ein tolles Angebot bekommen hatte. Ich glotzte geradeaus, sah das Blau des Himmels und schwieg. Wir hatten jeden Tag Kirschmuffins zusammen gegessen, dachte ich, mehr nicht. Martin sah mich an, er wartete auf eine Antwort, aber so schnell fiel mir nichts ein. Und dann fragte er mich, ob ich mit ihm in die Mongolei käme. Er solle eine Gruppe von Klangschaalenforschern als Reiseführer durch die Steppe lotsen, auf kleinen, zähen Pferden. Über ihnen würde sich nur der Himmel wölben, nachts die Sterne, und wenn es regnete, das Dach einer Jurte.

Martin war nicht der erste, der das Weite suchte. Da kam es auf einen mehr oder weniger nicht an.